

Was darf ich überhaupt noch sagen?

Ein Lehrgang in sechs Lektionen

Warum man «behindert» und «schwul» nicht als Schimpfwörter benutzen soll, ist den meisten von uns klar. Aber was ist sprachlich eigentlich ok – und warum? Und wer entscheidet das?



Wie redet man wen an und wie wird ein Text so formuliert, dass dieser verständlich bleibt? Keine einfache Aufgabe, oder?

VON HANNES RUDOLPH

Lektion 1: Die Perspektive ist entscheidend

«Aber die Leute meinen doch gar nicht Schwule, wenn sie ihre Klassenarbeit schwul finden!» Ich sitze mit überwiegend cis hetero Menschen am Tisch. Ja, natürlich. Schwul ist – so verwendet – einfach ein Synonym für «uncool» und «nervig». Aber DAS ist eben ein Problem. Ich grinse und sage: «Meine Nachbarin hämmert den ganzen Tag, das ist sooo hetero! Und gestern wollten wir wandern, und es hat nur geregnet – voll hetero.» Plötzlich merken die Kolleg*innen, dass ihr Hetero-Sein dadurch doch irgendwie schlechtgemacht wird.

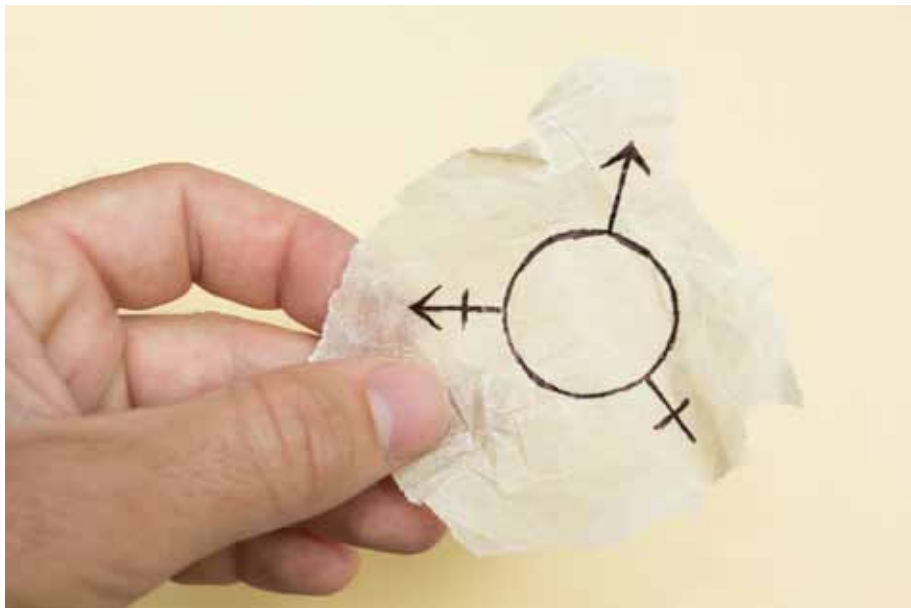
› Dinge, die dich selbst nicht betreffen, wirken oft weniger schwerwiegend als Dinge, die dich betreffen. Darum vorsichtig mit Aussagen wie: «Da seid ihr doch zu empfindlich!»

Lektion 2: Wer darf entscheiden, wie Leute genannt werden?

Neulich in einer Kommentarspalte – es ging um Kinder mit Trisomie 21 und irgendein Thomas wettete: «Wieso darf ich nicht mongolid sagen?» Gegenfrage: Wieso willst du es denn sagen? Wenn Leute, die einer Minderheit angehören, auf eine sprachliche Formulierung bestehen, dann hat das in der Regel einen Grund. Du musst ihn nicht einmal wissen. Leute, die es betrifft, haben meist mehr Ahnung von dem Thema – und sie spüren die Auswirkungen des Sprachgebrauchs, den sie kritisieren am eigenen Leibe. Auch wenn du bei «Mohrenkopf» nicht an schwarze Menschen denkst: Menschen, denen das auf dem Schulhof nachgerufen wurde, denken anders darüber.

Menschen so zu nennen, wie sie das möchten, ist eine simple Frage von Respekt.

Und – ebenfalls wichtig: Du hast keinen Anspruch darauf, dass sie es dir erklären. Niemand hat Anspruch darauf, dass eine andere Person ohne Gegenleistung ihre Zeit investiert, um einem etwas zu erklären, was man sich auch selbst anlesen könnte. Dazu kommt, dass Angehörige von Minderheiten sehr oft in die Rolle gedrängt werden, sich und «ihr Thema» zu erklären. Das ist anstrengend und ungerecht.



Wie Menschen genannt werden, sollten diese selbst entscheiden können. Diese Wahlfreiheit sollte sich auch in der Sprache niederschlagen.

Menschen so zu nennen, wie sie das möchten, ist eine simple Frage von Respekt. Jede*r, der*die mal einen unschmeichelhaften Spitznamen verpasst bekommen hat, weiss, wie es nervt und wehtut, wenn Leute ignorieren, wie du genannt werden willst. Wenn die genaue Wortwahl keinen Unterschied macht, wieso darf ich zu dir nicht Stefan sagen, wenn du Markus heisst? Für mich ist das genau das Gleiche.

› Wie Leute genannt werden, entscheiden die Leute, die es betrifft.

Lektion 3: Sichtbarkeit von Geschlechtern

Lehrerinnen und Lehrer, LehrerInnen, Lehrer*innen – können sich nicht mit «Lehrer» alle gemeint fühlen, die den Lehrberuf ausüben? Nein. Warum, das zeigt die Forschung: Wenn Kinder «Wissenschaftler» zeichnen sollen, malen sie Männer mit weissen Haaren. Wenn sie «Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler» zeichnen sollen, werden auch Frauen gezeichnet. In einer Welt, in der in der Öffentlichkeit viel mehr Männer vorkommen, in Zeitungen, im Fernsehen, in Romanen, in einer Welt, in der nur in etwa jedem achten Kinderbuch die Heldin ein Mädchen ist, ist es wichtig, nicht nur Männer sprachlich abzubilden. Jedes Mal, wenn ich (ohne zu wissen, wer mein Flugzeug fliegt) sage: «Der Pilot kommt sicher gleich.», verstärke ich das Bild eines männlichen Piloten. Wie stark das ist, wird klar, wenn ich sage: «Die Pilotin kommt

sicher gleich.» Irgendwer wird mich sofort darauf hinweisen, dass es keine Frau sein muss. Und mit Sternchen oder Unterstrich gendern bedeutet, auch Leute anzusprechen, die weder Mann noch Frau sind.

› Wenn alle Geschlechter angesprochen werden sollen, gibt es drei gute Optionen: Neutrale Formen (Publikum, Gäste, Leute, Personen, Menschen etc.), Genderstern (Astronaut*innen, Helfer*in, Ärzt*in) oder Gender-Gap (Maler_in, Betroffene_r, Schüler_in).

Lektion 4: Sichtbarkeit von LGBTIQA und anderen

«Das mit den Buchstaben nimmt ja kein Ende! LGBTIQA... Warum müssen Menschen ständig neue Gruppen erfinden?»

Aus Sicht von (cis) Schwulen und Lesben mag das etwas anstrengend sein. Für bisexuelle und trans Menschen, für Leute die asexuell oder aromantisch sind und für andere queere Leute ist Sichtbarkeit aber wichtig. Wenn Leute dir nicht glauben, dass das, was du bist, überhaupt existiert, dann ist es existenziell, dass du vorkommst – in den Medien, in politischen Forderungen usw. – Zum Beispiel ist aus dem IDAHO (International Day Against Homophobia) erst der IDAHOT (plus trans), dann der IDAHOBIT (mit inter und bi) geworden und irgendwo im Netz habe ich auch schon mal eine Schreibweise mit «A» entdeckt. Es ist mühsam – aber wichtig. Falls du schwul oder lesbisch bist, kannst du es vielleicht →

nachvollziehen, wenn du dich an den ersten Film mit einem gleichgeschlechtlichen Kuss erinnerst, den du je zu sehen gekriegt hast: Wow, das sind Leute, die auch gleichgeschlechtlich lieben!

› «Mitgemeint» sein funktioniert nicht. Gruppen, die weniger sichtbar sind, müssen genannt werden, um nicht vergessen zu werden.

Lektion 5: Sprache prägt Weltbilder

«Ach, du warst früher mal eine Frau?». Äh, nein. Ich habe früher als Frau gelebt, weil bei meiner Geburt alle dachten, ich sei ein Mädchen.

Spitzfindig? Nein. Oft sind sprachliche Feinheiten in ihrer Auswirkung von grosser Bedeutung. Wenn ich sage, ein trans Mann war mal eine Frau, dann setze ich Geschlecht gleich mit der biologistischen Zuordnung und der damals gelebten Rolle. Wenn ich hingegen sage, er wurde für eine Frau gehalten, akzeptiere ich, dass nicht die Zuordnung bei der Geburt entscheidet, was für ein Geschlecht eine Person hat. Da viel zu wenige Leute wissen, dass Identität (also das Wissen darüber, wer ich bin) das Geschlecht bestimmt und nicht die Zuordnung, die bei der Geburt anhand der sichtbaren Geschlechtsteile gemacht wird, ist dieser sprachliche Unterschied sehr wichtig.



In einer Welt, in der in der Öffentlichkeit viel mehr Männer vorkommen, in der nur in etwa jedem achten Kinderbuch die Heldin ein Mädchen ist, ist es wichtig, nicht nur Männer sprachlich abzubilden.

Anderes Beispiel: Wenn ich Witze darüber mache, dass in der Herren-Fussball-Nati viele Urschweizer sind, dann sage ich damit: Ein Fernandez und ein Shaqiri sind irgendwie keine richtigen Schweizer. Will ich das? Und wenn ich meinen Kollegen, der sich nicht vom 3-Meter-Brett traut, als Mädchen necke, sage ich, dass Mädchen feige oder sonst minderwertig sind. Will ich das? Aus dem Grund benutze ich auch Homo- oder Transphobie nicht mehr: Menschen, die Phobien haben, können nichts für ihre Angststörung (und sind dafür auch nicht zu kritisieren). Wer queeren Menschen feindlich und ablehnend begegnet, aber schon. Darum treffender: Homo-, Bi-, Transfeindlichkeit.

› Sprache festigt Weltbilder und Sichtweisen, die bestimmten Leuten Schaden verursachen. Es lohnt sich also, Sprachgebrauch zu hinterfragen und bei Kritik zuzuhören.

Lektion 6: Kritik, Abwehr und Fehlerfreundlichkeit

«Das ist ja alles gut und recht – aber wer soll sich das merken? Und überhaupt, lasse ich mir nicht gern Sachen vorschreiben. Sprache ist nun mal, wie sie ist und lässt sich nicht auf Befehl verändern. Und man kann es ja eh niemandem mehr recht machen.»

Sei ganz beruhigt. Im Moment befindest du dich in einer komfortablen Mehrheit, wenn du all diese Dinge nicht beachtest. Das Ignorieren von Dingen, die sich Minderheiten schon lange wünschen, ist noch immer mehrheitsfähig. Wie könnte es sonst sein, dass Begriffe wie Indianer und Eskimo immer noch überall auftauchen? Wenn ich dich bitte, deinen Sprachgebrauch zu überdenken, dann bin ich nicht der Staat. Ich kann folglich auch keine Zensur ausüben. Das Sprachveränderungsargument

lasse ich auch nicht gelten. So schnell wie Kopftuchmädchen und Flüchtlingswelle im Sprachgebrauch gelandet sind, so leicht lassen sich auch andere Wörter etablieren. Indem Menschen sie benutzen.

Na klar: Niemand wird gern kritisiert und niemand sagt gern etwas, mit der Angst, dass der Ausdruck vielleicht unabsichtlich verletzend ist. Es ist aber so: Kein Mensch weiss alles. Alle machen ab und zu Äusserungen (auch Witze), die verletzend sein können, die Menschen unsichtbar machen oder die unbeabsichtigt bestimmte schädliche Strukturen bestätigen und stärken. Das ist nicht zu ändern. Kritik bedeutet aber nicht, dass du als Person nicht in Ordnung bist. Fehler sind erlaubt. Cool wäre aber, auf Kritik nicht mit Abwehr zu reagieren sondern zu versuchen, bestimmte Dinge zu verstehen und zu verändern. Der Versuch zählt. Und bei Sprache ist vieles Gewohnheit. Also probiere es einfach. Und habe Mut zu scheitern.

› Alle machen Fehler. Das ist nicht schlimm. Schlimm ist nur, auf Kritik pampig zu reagieren. Zuhören, danke sagen und sich korrigieren – und alles wird gut, versprochen. ■